

Vaterlande. Er riet den Generalen, die sein Sterbelager umstanden, wie man am besten die Verteidigung der Provinz Schlesien handhaben könne. Denn er war ein genauer Kenner des Landes. Der Herzog von Bevern und alle Generale hatten sich in dem engen Zimmer eingefunden, in dem Winterfeldt seine große feurige Seele aushauchen sollte. Nur Zieten fehlte. Zieten ritt so lange bei den Vorposten auf und ab, bis er die Nachricht von Winterfeldts Tod erhielt. Der tapfere und ohne Zweifel aufrichtig fromme Zieten hat diesen Winterfeldt aus tiefer Seele gehaßt; er hat sich nicht überwinden können, dem Sterbenden veröhnlich die Hand zu reichen. Das Wort: 'Liebet eure Feinde', stand nicht in seinem Katechismus.

Die Leiche des Generals Winterfeldt wurde nach seinem Landgute Pilgramsdorf bei Polkwitz übergeführt und dort beigesetzt. Prinz Karl von Lothringen ließ dem Wagen eine Wegstrecke lang durch seine Vorposten das Ehrengelicht geben. Das war ein ritterlicher Zug vom Prinzen, denn der stumme Mann, dem die Eskorte galt und dem die drei Salven dumpf nachhallten, war zeitlebens ein gefährlicher Feind des Erzhauses gewesen. Ein Jahrhundert später sind Winterfeldts sterbliche Reste nach dem Kirchhofe des Invalidenhauses in Berlin gebracht. Die Stelle, wo er fiel, bezeichnet ein einfacher Gedenkstein mit der Aufschrift: Hier fiel Winterfeldt am 7. September 1757.

Den König traf die Unheil Kunde in seinem Hauptquartier zu Kerpsleben bei Erfurt. Schon waren von



Aus Rehtwisch, Keuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Friedrich Wilhelm von Seydlitz.

Nach einer Zeichnung von Adolph Menzel.



Dresden aus Gerüchte zu ihm gedrungen, aber noch fehlte die Bestätigung. Der flinke Graf Hadik hatte sich Bauzens bemächtigt und die Verbindung zwischen Friedrich und dem schlesischen Heer abgeschnitten. Der immer hoffende König sträubte sich bis zuletzt, die Gerüchte zu glauben. Sie waren auch nicht bestimmter Natur.

Noch am 14. September schrieb Friedrich an Winterfeldt:

„Hier gehet alles nach Wunsch, es ist aber eine verfliegene Zeitung aus der Lausitz gekommen, die mich in große Sorgen setzt, ich weiß nicht was ich davon glauben soll, aus Dresden schreibt man mir, Er wehret, und aus Berlin Er hätte einen Hieb über der Schulter. Aus diesem kan ich mich nicht vernehmen. Der Prinz Franz sei gefangen, und Anhalt thot. Der Herzog von Bevern wirdt mich gewiß geschriben haben, der jeger muß Seindt aufgehoben worden. Wende der Himmel alles zum Besten!“

Der Himmel hatte entschieden, — die besorgten Zeilen des Königs waren an einen Toten gerichtet.

Als ein Feldjäger des Herzogs von Bevern drei Tage später die Todeskunde brachte, brach der König in Tränen aus. Seine große Seele weinte leicht; hier weinte sie bitterlich. Ein tiefes Gefühl menschlicher Vereinsamung kam über ihn.

„Gegen die Menge meiner Feinde hoffe ich noch Rettungsmittel zu finden,“ rief er erschüttert aus, „aber nie werde ich wieder einen Winterfeldt finden!“



Mit diesem Manne begrub Friedrich große Hoffnungen, der Schlag war der schwerste, der ihn traf, und um diese Zeit trafen ihn viele Schläge.

Der 8. September, Winterfeldts Todestag, war auch in einer zweiten Hinsicht ein Unglückstag für Friedrich.

Der Herzog von Cumberland hatte an diesem Tage die verhängnisvolle Konvention von Seven unterzeichnet, nach welcher sein Heer auseinandergehen und bestimmte Kantonnementsquartiere beziehen sollte. So wurde die Bahn der Franzosen gegen Friedrichs Staaten frei. Zwar wurde diese Konvention vom König von England und seinen Ministern nicht bestätigt, aber zunächst war sie ein harter Schlag, denn die Franzosen gelangten so sehr billig in den unumschränkten Besitz von Hannover.

Auch aus der Ostprovinz traf die Nachricht von einer Niederlage ein. Der alte tapfere Feldmarschall Lehwald hatte mit seinen dreißigtausend Mann die dreimal so starken Russen bei Groß-Jägerndorf angegriffen. Anfangs war die Sache gut gegangen, aber schließlich mußte Lehwald der Obermacht weichen. Dennoch konnte sich der alte Held, ohne verfolgt zu werden, zurückziehen. Denn sein Gegner, der russische Feldmarschall Aprazin, war ein ganz versoffener Kerl und trieb außerdem eine verräterische Hauspolitik, die ihm im nächsten Jahre Kopf und Kragen kosten sollte. Friedrich kannte seinen alten braven Lehwald. Er sprach ihm guten Mut ein und ermunterte ihn, ruhig wieder darauf los zu schlagen, denn schließlich sei eine Schlacht besser als eine Umzingelung.

Bei all den Schicksalsfällen, die auf den König einbrangen, durfte neben dem Feldherrn auch der Politiker nichts unterlassen, was zu einer Erleichterung seiner Lage hätte dienen können. Seine Brüder, und vor allen Prinz Heinrich, und auch seine geliebte Schwester Wilhelmine von Bayreuth, rieten dringend dazu, eine Einigung mit dem französischen Hofe zu suchen.

Friedrich willigte schließlich ein, daß Wilhelmine ihren Kammerherrn Monsieur de Mirabeau, einen Onkel des großen Mirabeau und eine Art Opernintendant am Hofe von Bayreuth, nach Paris schickte, um seinen Einfluß dort geltend zu machen. Der König stellte aber die Bedingung, daß alles nur auf den Namen der Markgräfin von Bayreuth geschehe und er selbst zunächst aus dem Spiele bliebe. Er wollte die Franzosen nur erst einmal zum Sprechen bringen. Monsieur de Mirabeau war ein Verwandter des Abbé de Bernis, der damals in hoher Gunst bei der Marquise von Pompadour stand und soeben an die Spitze der auswärtigen Staatsgeschäfte berufen war.

Außer diesem einen Versuch entschloß sich der König noch zu einem zweiten, den er selbst unternahm. Er nutzte dabei den Wechsel aus, den der französische Hof im Kommando der in Hannover stehenden Hauptarmee vorgenommen hatte.

Die französische Hauptarmee hatte während ihrer ersten Operationen unter dem Befehl des Marschall d'Estrées gestanden, der auch den Sieg von Hastenbeck gegen den Herzog von Cumberland am 26. Juli erfochten hatte.



Diese wunderbare Schlacht steht in der Kriegsgeschichte einzig da. Sie endete nämlich damit, daß ungefähr um dieselbe Zeit nachmittags beide Armeen gleichzeitig den Rückzug antraten. Der Marschall d'Estrées glaubte sich überwunden, als der General Breidenbach ihn in seiner rechten Flanke faßte und befahl die Retraite. Zugleich aber glaubte der Herzog von Cumberland, der den Kanonendonner, den sein eigener General Breidenbach vollführte, für französischen Donner hielt, ebenfalls, daß er umgangen sei und zurückgehen müßte: Leider war er flinker damit bei der Hand als der Franzose, und als dieser sah, nachdem er seine Truppen bereits über die Haße zurückgezogen hatte, daß der Feind plötzlich verschwunden war, rückte er wieder vor und behauptete das Schlachtfeld auf diese billige Weise. Die tapferen braunschweigischen Grenadiere mitsamt ihrem Herzog von Cumberland weinten bittere Tränen der Wut, als sie schließlich den richtigen Sachverhalt erfuhren.

Aber die ganze schleppende Kriegsführung des Marschall d'Estrées, der, wie man boshaft in Paris erzählte, vierzehn Tage brauchte, um drei Meilen zu machen, und die minierende Tätigkeit des Prinzen von Soubise, der sich mit d'Estrées wie Hund und Katz stand und im Verein mit dem Generalstabschef Maillebois danach trachtete, dem Herzog von Richelieu das Kommando zuzuspielen, führten zur Entlassung des Marschalls.

Richelieu, der „Eroberer von Minorca“, war von dort zurück und lag brach in Paris. Die verschwenderische Lebensweise dieses Mannes hatte ihm eine Un-



Aus Rehtwisch, Keuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Graf Andreas von Hadik.

Nach einem Gemälde Martin Padany's, gestochen von Gabriel Bodenehr.



summe von Schulden auf den Hals gezogen. Die Pariser Gläubiger drängten, denn in Minorca war nicht viel zu holen gewesen. So war er lüstern auf das Kommando der französischen Hauptarmee in Deutschland. Das war eine Gelegenheit, bei der er sich sanieren konnte. Es glückte. Er war Liebkind bei Ludwig dem Fünfzehnten sowohl wie bei der Maitresse en titre, dazu sprach auch noch der Kriegsminister für ihn. So wurde der Herzog Generalissimus in Deutschland.

Louis François Armand Duplessis Herzog von Richelieu war der glänzendste Hofmann des ancien régime, ein Grandseigneur mit allen Lasten und Tugenden seiner Zeit, wenigstens mit allen Lasten. Denn als Tugend konnte man höchstens die stiermäßige persönliche Tapferkeit des Mannes anführen. Seine gewinnende Liebenswürdigkeit im Umgang und sein schlagender Wit galten in Paris für vorbildlich. Er kam schon als fünfzehnjähriger Bursche an den Hof des vierzehnten Ludwig und wurde, obgleich in diesem jungen Alter schon verheiratet, ein solcher Liebling der Damen, daß er aus den Frauenzimmern gar nicht herauskam. Wiederholt sah er infolge seiner Zweikämpfe und Ausschweifungen die Bastille von innen. Er war ein ständiger Genosse der Laster und Orgien Ludwigs des Fünfzehnten und des Königs Günstling bis in sein spätes Alter.

Dieser Herzog faßte den Feldzug in Deutschland nur als Raubzug auf, um seine Tasche zu füllen und seine Schulden zu bezahlen. In seiner Armee hielt er strengere Mannszucht als Rohan-Soubise, die Marodeure ließ er



aufknüpfen, — denn er besorgte das Marodieren selbst, natürlich im grandiosen Maßstabe. Er erfand die famosen Sauvegarde-Briefe. Wenn jemand nicht gern geplündert sein wollte, so konnte er sich gegen schweres Geld einen Schutzbrief kaufen, wofür ihm eine Wache gestellt wurde. Mit diesem vereinfachten System der Plünderung wurden ungeheure Summen erpreßt. Ob dann die sogenannte Schutzwache nicht auch noch ein bißchen privatim plünderte, mag dahingestellt sein.

Der Herzog bezahlte jedenfalls während des Feldzugs über eine Million Livres Schulden und baute sich einen neuen prächtigen Palast in Paris, den der Volkswitz alsbald „le Pavillon d'Hannovre“ taufte.

In dem schönen Hessen hauste inzwischen ein anderer Franzos. Zwar hatte sich Hessen schließlich freiwillig unterworfen, aber das nützte dem Lande gar nichts. Der Oberkriegskommissarius Joseph Francois Foulon verstand sein Geschäft und wirtschaftete nicht minder in seine eigene Tasche wie sein Generalissimus. Es gelang ihm, das reiche Land in kurzer Frist zu ruinieren und viele Menschen an den Bettelstab zu bringen. Innerhalb vierzehn Tagen mußten je vierundzwanzigtausend Sack Weizen und Roggen und über eine Million Rationen Heu und Hafer und Stroh angeschafft werden. Der gierige Mann herrschte in Kassel wie ein Großwesir. Dreißig Jahre später traf ihn das Strafgericht. Am 22. Juli 1789 trug das empörte Volk von Paris sein blutiges Haupt auf einer Pike durch die Straßen. In den erstarrten Mund hatte man ihm ein Büschel Heu

gestopft, denn er soll einst gesagt haben: „Das Volk? Das Volk mag Gras fressen!“ So endete Foulon. Richelieu hatte es vorgezogen, ein Jahr vor dem Ausbruch der gewaltigen Revolution die Augen zu schließen.

Übrigens hatte König Friedrich in dem Herzog von Richelieu einen bequemen und ziemlich ungefährlichen Gegner. Denn nachdem der Herzog die Konvention von Kloster Zeven mit Cumberland abgeschlossen hatte, die ihm freies Schalten und Walten in den okkupierten Ländern ermöglichte, dachte er gar nicht mehr daran, Schlachten zu schlagen. Wozu sich dem Kriegsglück aussetzen, das, wenn es gegen ihn entschied, seinem Feldherrnruhm ebenso geschadet hätte, wie seinem Geldbeutel, den er jetzt auf so leichte Weise füllen konnte? Außerdem hatte der Mann gewisse persönliche Sympathien für den König wie so viele vornehme Franzosen jener Zeit. Gegen ein entsprechendes Trinkgeld war er vielleicht für eine Friedensvermittlung zu haben.

Friedrich kannte das weite Gewissen des Mannes und seine noch weiteren Taschen. Er schrieb ihm im September von seinem Quartier Röhtha aus einen glänzenden Brief, der uns zeigt, wie sehr der große König es verstand, hoheitsvolle Würde mit feiner Ironie und kluger Staatskunst zu vereinigen:

Röhtha, den 7. September 1757.

Ich sehe wohl ein, Herr Herzog, daß Sie nicht um Unterhandlungen zu pflegen an Ihren jetzigen Posten gestellt sind. Nichtsdestoweniger bin ich über-